

Grenzerfahrungen in einem zweigeteilten Land

Ein Roman von Martina Plischka

Kapitelübersicht

Über das Buch

Eine ländliche Gemeinde in Westdeutschland und die verlorenen Kinder

Die Trennung

Erster Eindruck

Diskriminierung

Jobfreuden

Der blumenlose Abschied

Politiker und Qualifikation

Ausgesondert

Kleine Fluchten oder dauerhaftes Wohnen – Tiny-House & Co.

Das neue Projekt

Späte Einsicht

Enthaltamer leben und trotzdem mehr erleben?

Das Sparwunder

Seltsame Logik

Eine schweigsame Gesellschaft

Verhältnismäßigkeit

Der Taxifahrer

Von notleidenden Taxibetreibern

Die Heimkehr

Vom Arbeiten, bis die Kiste ruft!

Straftäter mit Fitnessraum

Auf Bewährung

Reich und kriminell

Deutschland auf Droge

Razzia in Duisburg

Außerirdische

Alles wie früher!

Beschleunigung

Katasteramt

Bumerang

In der Fremde

Smartphone-Obst

Die Trekking-App

Grausame grimmsche Märchen
Bequemlichkeit
Kurzfristig gedacht
Asozial
Die Frau aus Bosnien
Hackordnung
Glück und Instinkt
Die Welt, aus der wir stammen
Schwarmintelligenz
Katastropheneinsatz der Feuerwehr
Der Optimist
Sabbath
Der unbekannte Besucher
Netzwahn
Wenig Bock auf Job
Verlorene Unschuld
Keine Verbindung
Krebsgefahr
Perspektivwechsel
Alles für den schönen Moment
Helikoptereltern
Neulich beim Ohrenarzt
Rabeneltern
Antiautoritäre Erziehung
Willkommen im neuen Job
Die ewig Gestrigen
Gelungene Integration
Zerrissene Familienbande
Akkordarbeit
Die Spaltung
Verkehrte Welt
Meinungsvielfalt
Mondgewächse
Thronbesteigung
Mit Macht an die Macht
Altes Handwerk
Havarie
Stellenbeschreibung
Einkaufsfrust
Essgewohnheiten

Am Anfang war das Ei
Smartphone für Alteinsteiger
Gefangen im gelben Möbelhaus
KI-Intelligenz
Premiumhaus
Zeiträuber
Smartphone-Rezept – Gebrauchsanweisung
Druck durch Drucker
Fehlgeleitete Bildung
Kapitalisierter Sozialismus I.
Kapitalisierter Sozialismus II.
Staatlich gesponserter Mitarbeiterzuwachs
Ungerecht je nach Betrachtung
Der Tag X
Neubürger
Radiomeldungen
Namensfindung
Berufsbetreuung
Heimatverlust
Der Tropfen auf dem heißen Stein
Die bösen Geister
Entschleunigung
Verantwortung
Ein knappes Gut
Gute Lösung
Vom Fluch der Vorfahren
Garten Eden
Love-Parade
Deutsche Bahn und kein Ende oder am Ende?
Beste Unterhaltung
Behördenchaos
Heiße Luft
Populär und unpopulär
Politikverdrossenheit
Notre-Dame-Brand und die Mildtätigkeit der Milliardäre
Arbeitendes Geld
Cyberkrieg - Alles digitalisiert
Kostenintensive Schulausflüge
Verdrängung durch Billigarbeit
Schummelei

Assange und die schmutzige Wäsche
Geld
Die Frau aus Bosnien
Abstammung
Kampfbereit
Gentrifizierung in den Städten
Die Qual der Wahl
Vorurteile
Herz aus Plastik
Dem Terror so nahe
Kriegsspiele
Giftmischer
Smarter vor Riese
Armes Deutschland!
Neuzugang
Hundeknast
Schnauze voll!
Vorurteile
Nutzerfreundlich
Endlich mal satt Tafeln
Genderdebatte
Über das Land des Glücks
Über Reichtum und Glück
Borreliose
Von Selbsthilfe und Interessen
IGeL-Leistungen
Der unsichtbare Feind
Absurdistan in Cornazeiten
Über das Hortungsverhalten in Krisenzeiten
Völlig kontaktlos
Ente gut, alles gut

Über: Grenzerfahrungen in einem zweigeteilten Land:

Kurz vor der Fertigstellung dieses Buches wurde auch ich, von den Ereignissen rund um Covid19, förmlich überrollt.

Dieses Buch über unseren Umzug von West nach Ost, schrieb ich nach einer Krise, die meinen Partner und mich bereits vor sieben Jahren traf, plötzlich, brach die existenzielle Grundlage weg. Sobald dir deine Selbstständigkeit wegbricht oder du deinen Job verlierst, merkst du erst, wie fragil dein Leben in Wirklichkeit ist. Alles, was man sich erarbeitete, ist weg. Denn praktisch über Nacht, ist nichts mehr so, wie es war. Und du bemerkst: Das, was, man früher als Selbstverständlichkeit betrachtete, löst sich auf. Letztendlich besteht vieles, das wir als Wohlstand betrachten, aus einer Seifenblase, die zerplatzt.

Zu leichtfertig erwarb man eine Immobilie im festen Glauben daran, dass dies einmal eine vernünftige Altersversorgung ist, in der man heute bereits wohnen kann. Sein Privatauto und Geschäftsfahrzeug finanzierte man auf Kredit oder per Leasingvertrag, unterschrieb langfristige Pachtverträge für das Ladenlokal. Wie viele Menschen sicherten sich zusätzlich, aus der Befürchtung über eine nicht ausreichende Rente heraus, beispielsweise mit Aktienfonds bei der Bank ab?

Kurz gesagt: In der Regel sorgen wir vor, und das nicht nur für uns selbst, auch und vor allem, für unsere Nachkommenschaft, damit es ihnen einmal besser geht.

In den letzten Wochen wird uns vor Augen geführt, dass das Leben auf tönenden Füßen steht.

In den vergangenen, in Isolation verbrachten Tagen, sah ich eine Dokumentation über Venedig, das, auf Holzpfählen erbaut, seit Jahrhunderten allen Fluten trotzte aber dem nun, der Untergang droht. Jahrzehntlang kämpfte der Mensch gegen das Wasser an, Milliarden sind bereits für Rettungsmaßnahmen dieser einzigartigen Lagunenstadt ausgegeben worden. Ob diese Bemühungen überhaupt erfolgreich sein werden, bringt die Zeit mit sich. Dabei wurde dieses Desaster erst von Menschenhand in unserer modernen Zeitrechnung angerichtet: So schöpfte man unterirdisch riesige

Wassermengen für die, in der Nähe befindliche, Industrie ab und aus dem Grund sackten diese Prachtbauten Zentimeter um Zentimeter ab.

Unsere derzeitige Situation empfinde ich ähnlich: Politiker stehen vor laufender Kamera und beten uns Zuschauern gebetsmühlenartig vor, dass sie die Notlage wegen eines Virus im Griff haben. Da geht es um hunderte von Milliarden, zur Existenzrettung. Eine richtige und wichtige Maßnahme, denn was geschieht, wenn dies nicht der Fall wäre und Millionen Menschen sofort mit dem Fahrstuhl ungebremst nach unten fahren?

Andererseits stelle ich mir angesichts dieser horrenden Zahlen, die Frage: Wer soll das bezahlen? Vor allem, wenn derzeit so gut wie keine Steuereinnahmen mehr fließen? Von nichts kann auch nichts bezahlt werden. Und vor allem, wie effektiv sind diese Maßnahmen überhaupt? Letztendlich muss man einen öffentlichen Staatshaushalt genauso wie einen Privathaushalt betrachten.

Es gibt ein altes, kölsche Karnevalslied das, bezogen auf den kölsche Klüngel, genau das aussagt: Wer soll das bezahlen, wer hat so viel Geld?

Wenn man nun hört, dass viele Klein- und mittelständische Unternehmen nicht einmal die finanziellen Polster besitzen, um für zwei oder drei Monate, über die Runden zu kommen, dann fragt man sich: Weshalb konnten derart wenig Rücklagen gebildet werden? Dabei benötigt doch jeder Betrieb, eine Reserve für den Notfall. Vermutlich war die Steuerlast zu hoch, die abverlangt wurde, die Kaufkraft im Inland verkleinerte sich. Wer zahlt die Zeche für die Energiewende? Die stromfressenden Großkonzerne wurden weitestgehend davon befreit. Woher soll auch die Kaufkraft kommen, wenn es eine zunehmende Zahl prekärer Beschäftigungsverhältnisse gibt und die Menschen teilweise nicht einmal mehr ihre Miete samt Nebenkosten bezahlen können? Mittlerweile läuft die Fertigung der meisten Handelswaren in China und die Arbeitsplätze hierzulande wurden wegrationalisiert. Im Hinblick auf die Corona-Krise und der fehlenden Schutzausrüstungen, Hygienereinigern und Medikamenten erhalten wir jetzt die Quittung für die Gier der Konzerne. Alles musste immer billiger im Ausland hergestellt werden, zulasten

der hiesigen Arbeitnehmerverhältnisse. Ein Teufelskreis, viele deutsche Unternehmen besitzen nicht einmal den Grundstock, der es ihnen ermöglicht, ihre Mitarbeiter auch angemessen zu bezahlen. Tatsache ist, dass der sogenannte „*Kleine Mann*“ seit Jahrzehnten zur Kasse gebeten wird, denn wir alle waren es, Männer und Frauen, die den Zug am Laufen hielten. Dagegen fanden die großen Konzerne gute Möglichkeiten, der Steuerminimierung. Sobald die erste Million auf dem Konto ist, findet oftmals eine wundersame Vermehrung statt, nicht zuletzt, dank der Hilfe findiger Banker, Steuerkanzleien und Unternehmensberatungsfirmen, die zum Beispiel die kriminellen Cum-Cum-Ex Geschäfte ermöglichten.

Was wir demnächst ganz deutlich spüren: Im Zuge dieser Krise, die für jeden von uns, einen vermutlich existenzbedrohenden Wendepunkt darstellt, werden sich die meisten mit ihrer bisherigen Lebenssituation auseinandersetzen müssen.

Nach dem Mauerfall zog der Raubtierkapitalismus ein und dieser hinterlässt nicht nur innerhalb Deutschlands, sondern weltweit, seine unschönen Spuren.

Angesichts dieser Krise werden viele der Älteren im Osten ein *Deja vue* erleben und sagen: Das kennen wir bereits, haben wir doch alles mitgemacht.

Fast sämtliche DDR-Bürger erlebten in der Wendezeit ihren persönlichen Absturz, landeten in der Arbeitslosigkeit und arbeiten heute zum Teil, trotz bester Qualifikation, im Niedriglohnsektor. Wer bei HartzIV und Aufstockung angekommen ist, der erkennt: Die Würde des Menschen wird angetastet, da er erlebt, dass er/sie nicht mehr dazu in der Lage ist, sich und seine Familie zu ernähren. Die Würde des Menschen ist eben doch antastbar.

So furchtbar die damalige Situation in der Wendezeit für jeden Einzelnen auch sein mochte, ich bin mir sicher: Diesmal wird alles noch viel schlimmer, denn hier fängt uns keiner auf.

Spätestens seit dem Brexit steht für mich fest: Das jetzige Wirtschaftskonstrukt mit einer Einheitswährung für Volkswirtschaften, die unterschiedlicher nicht sein können, befindet sich kurz vor dem Ende, auch ohne Corona. Dieser Virus verpasst diesem, fast ausschließlich auf die

Finanzmärkte ausgerichtetes System, nun den finalen Dolchstoß.

Wer nicht untergehen will, der sollte neue Chancen sehen, wir müssen eine solidarischere Zivilgesellschaft bilden und erkennen, wo die früheren Fehler lagen und feststellen, was verbesserungswürdig ist.

Aus dem persönlichen Erleben zweier Menschen heraus, davon handelt mein Buch.

Es sind aber nicht nur die Missstände, die mir in den letzten Jahren besonders ins Auge fielen, sondern durchaus amüsante Episoden, denn auch so ist das Leben, so vielfältig, wie ein Kaleidoskop. Und doch, so unterschiedlich die geschilderten Erlebnisse auch sein mögen, das Bild unserer heutigen Gesellschaft wird niemals vollständig sein. Manchmal handelt es sich einfach nur um Impressionen aus dem Erlebten. Und wie die Sicht durch ein Kaleidoskop gibt es stets neue Facetten zu betrachten.

Kapitel 1

Eine ländliche Gemeinde in Westdeutschland und die verlorenen Kinder

An diesem Frühlingstag gehe ich meine Runde, der Haus- und Hofhund zieht, als sei er frei von jeglicher Erziehung, die Hundeschule brachte bislang nur mäßigen Erfolg.

Es sind nur noch wenige Wochen bis zum Umzug und für uns steht die bange Frage im Raum, wird es besser als jetzt?

Mein Weg führt mich vorne, an der Hauptverkehrsstraße entlang, die tagtäglich von vielen Autofahrern als Rennstrecke genutzt wird. Sie fahren, als befänden sie sich auf der Autobahn und nicht an einer dichtbebauten Siedlung mit spielenden Kindern. Ich schlendere an einigen Reihenhäusern vorbei.

Wegen der penetranten Neugierde des Hundes bleibe ich öfters stehen, offensichtlich steht heute etwas Besonderes in der Hundeduftzeitung des Ortes. Mit der schwarzen, dicken Spürnase taxiert der vierbeinige Siedlungsbewohner den mit Unkraut überwucherten Rand des Gehsteiges. Offenbar eine heiße Spur. Wie ein hinterhergeschliffenes Anhängsel am anderen Ende der Leine hängend, geht es für mich weiter, vorbei an Grundstücken mit meist ungepflegten Gärten. Nirgends wirken die Einfamilienhäuser aufgrund von regelrechter Verwahrlosung der Außenfläche in dieser sonst gepflegten Siedlung derart deplatziert.

Im Vorgarten eines Hauses läuft ein Kleinkind über die Wiese, es ist splitternackt und komplett von den Achseln bis zum Po eingekotet. Mit seinen schätzungsweise anderthalb Jahren klettert es ungenau auf eine pinkfarbene Plastikrutsche, rutscht mehr schlecht als recht und kommt aufgrund mangelnder Reaktion zu Fall. Es hat sich wehgetan, beginnt zu weinen. Zwei Geschwister, die etwas weiter entfernt spielten, kommen hinzu. Ein älteres Mädchen schimpft mit dem

Kleinen, schließlich bleibt das weinende Kleinkind sich selbst überlassen.

Meine Versuche, das Kind anzusprechen, bleiben wirkungslos, es reagiert nicht auf meine Ansprache, läuft in Richtung Terrasse, aber dort ist niemand zu sehen. Die oberen Rollläden sind komplett heruntergezogen.

Im Garten wird es laut, als mehrere Kinder, die von eben und noch ein paar andere, auf die Plastikspielgerüste klettern. Der Kunststoff ist bereits stark verwittert, es bekommt diesem empfindlichen Material nicht, wenn es in der kalten Jahreszeit draußen verbleibt. In gepflegten Anwesen dieses Ortes werden diese Dinge den Winter über hineingeräumt, hier, bei den Klinkerhäusern nicht. In den Außenanlagen dieser Häuser sieht man viel, vermutlich unnötiges Kinderspielzeug aus buntem Plastik, überall auf den Grundstücksflächen türmt sich der Abfall. Da sich niemand um das Aufräumen bemüht oder seinem Nachwuchs sagt, sie sollten das Zeug wegräumen, verbleibt es dort so lange, bis es komplett vergammelt. Wie bekannt, dauert der Zersetzungsprozess von Plastikmüll mehrere Jahrhunderte, wenn sich nicht irgendwann jemand findet, der den Müll dorthin wirft, wo er hingehört.

Ich zähle sechs Kinder, die Vermutung liegt nahe, dass es sich dabei um Geschwister handelt, keiner kümmert sich um das weinende Kleinste.

Mir kommt der Gedanke, dass dies eine Familie ist, wie sie nur allzu gerne im Privatfernsehen, in ihrem ganzen Elend gezeigt wird: Hier sind die asozialen Hartz IV-Empfänger, typisch.

Nun zieht mich der Vierbeiner weiter. Vor dem Einfamilienhaus, das direkt an die Reihenhausreihe grenzt, steht die mir bekannte Hausherrin. Ihr Hund und meiner begegnen sich mit einem hundetypischen Begrüßungsritual, man kennt sich, lässt aber trotzdem Vorsicht beim Beschnupern walten. So recht traut einer dem anderen nicht über den Weg.

„Hallo!“, rufe ich der Nachbarin zu, die mit grimmiger Miene eine gut gefüllte, graue Mülltüte in den Händen hält.

„Schon tausendfach haben wir den Müll hinunter zum Ordnungsamt der Gemeinde gebracht, nachdem alle mündlichen und schriftlichen Eingaben ohne Erfolg geblieben

sind!“, sagt sie mit entnervt klingender Stimme. „Als wir damals erfuhren, dass der Investor hier mehrere Reihenhäuser baut, um sie an sozialschwache Familien zu vermieten, da dachten wir, das mit der Nachbarschaft sei kein Problem für uns. Seitdem ärgern wir uns wegen des Abfalls, den die einfach bei uns über den Zaun werfen. Ich hatte mir bereits einige der Kinder aus den Nachbarhäusern vorgenommen und mit ihnen vernünftig geredet, irgendwann haben sie das begriffen und danach ging es. Aber bald waren sie weg und neue Bewohner kamen. Hier herrscht doch ein permanentes Kommen und Gehen. Alleine drei der Häuser in dieser Reihe wurden im letzten Jahr neu bezogen. Die hintere afrikanische Familie wurde Hals über Kopf abgeschoben, da türmte sich der Abfall. Da lag auch zum Teil nagelneues, gutes Spielzeug. Vor Kurzem zogen andere hierher, das kostet uns wirklich Nerven.“

„Woher kommen die denn? Eigentlich leben im Ort fast ausschließlich seit Generationen ansässige Familien und wenig Zugezogene?“, wundere ich mich.

Die Pensionärin winkt ab: „Die werden alle von Köln hierhin verkauft. Ja, du guckst, da kann man nur staunen. Die hiesige Gemeinde brauchte Geld, seitdem die Industriebetriebe hier dichtgemacht haben, gibt es doch kaum nennenswerte Gewerbeeinnahmen. Da kam man auf die Idee, sozial Schwache hierher zu holen. Die Stadt Köln ist froh, wenn sie zumindest einen Teil dieser Leute los ist, unsere Gemeinde erhält dafür die entsprechenden finanziellen Zuwendungen. Jetzt können wir uns mit den Problemen herumplagen. Zum Teil sind das Leute, die seit Generationen nie einer Arbeit nachgegangen sind, die Kinder kennen es nicht, dass die Eltern arbeiten gehen. Niemand gibt den Kindern eine Struktur. Ohne Vorbilder sind sie orientierungslos. Von wem sollen sie im positiven Sinn lernen? Das Ganze bringt natürlich Konfliktpotenzial mit sich. Außerdem nehmen sie sich selbst nicht als Problem für diese Gesellschaft wahr, sondern suchen die Schuld immer bei anderen.“

Angesichts der Tatsache, dass sie selbst Lehrerin war, frage ich:

„Selbst als ehemalige Lehrerin hast du Schwierigkeiten damit umzugehen?“

Sie nickt: „Ich war bis vor vier Jahren Lehrerin an einer Kölner Schule für solche hochproblematischen Fälle. Da kamen Kinder und Jugendliche hin, die an sämtlichen Bildungsstätten gescheitert waren. Aber sie kennen keine Struktur, haben keinen Respekt, weder vor ihren Eltern noch vor den Lehrern. Da nützt einem als Lehrkraft die beste Schulung nichts. Ich habe eine besondere Ausbildung, sobald die vor dir stehen und dich beschimpfen, dich bedrohen, das ist schon eine ganz andere Kategorie. Es gab Schüler, das waren Nazis, die gibt es nicht nur in Köln, sondern vor allem hier, im ländlichen Raum. Die sind gut einen Kopf größer als du, muskelbepackt. Die bauen sich vor dir auf und fragen, was du von denen willst. Dann gab es da viele arabische Jugendliche, die auf Frauen herabblicken. Dort, wo sie herkommen, herrschen die Männer als die Oberhäupter, danach kommen die Söhne. Die Töchter und Ehefrauen rangieren am Ende. Wundert es da noch, wenn sie auch vor Lehrerinnen keinerlei Respekt haben? Da wirst du bei einem Konflikt als Lehrerin schnell als Hure oder anderes beschimpft und bespuckt. Bei Problemen rücken die Patriarchen mitsamt ihrem Clan bei der Schule an. Ich kann nur sagen, dass ich froh bin, dass das hinter mir liegt, zuletzt konnte ich wirklich nicht mehr.“

Nach einer Weile der Plauderei verabschiedete ich mich, mein Hund hat offensichtlich noch einiges vor. Auf meinem Weg durch den Wald fällt mir wieder einmal auf, dass man dort keine Familien beim Spaziergehen sieht. Selbst an einem Wochenende wie diesen, spielen die Kinder nicht draußen, sondern sitzen vor dem Fernseher oder Computer. Mir fällt dazu der Satz einer ehemaligen politischen Mitstreiterin ein: „Das ist so gewollt. Wenn die Menschen nicht mehr in den Wald gehen, dann bemerken sie gar nicht, wie immer mehr Grünfläche gerodet wird. Was man nicht kennt, das vermisst man auch nicht. Holz wird teuer gehandelt, als Pellets verfeuert und vor allem nach China verkauft.“

Mein Rückweg führt mich erneut an den roten Häusern vorbei. Auf der Terrasse mit den vielen Kindern sind diese plötzlich verschwunden. Stattdessen sitzt jetzt dort ein Mann im Feinrippunterhemd, das ihm ausgeleiert über dem

beträchtlichen Bauch hängt. Die Beine ausgestreckt auf dem Plastiktisch, hebt er die Flasche Klaren, schließlich schüttet er das Zeug in sich hinein.

Man muss kein Hellseher sein, um zu wissen, dass es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit, Alkohol- und Drogensucht sowie der Verwahrlosung ganzer Familien gibt.

Ich denke bei mir: Wie sehr ist dieses Land in den letzten Jahren doch verkommen und wer ist in der heutigen Zeit überhaupt noch ein Vorbild für diese offenbar verlorenen Kinder?

Kapitel 2

Die Trennung

Eine gute Bekannte und ich sitzen, vor meinem Wegzug, in einem Café mitten in der Kölner Innenstadt.

Wir geben die Bestellung auf, nachdem die Kellnerin gegangen ist, unterhalten wir uns. Sabine kommt schnell zur Sache, warum sie mich heute unbedingt sehen wollte: „Also, um es kurz zu machen, der Marco muss die Agentur schließen. Es lohnt sich nicht mehr. Heutzutage schließt kaum noch jemand eine Versicherung ab. Die Leute sparen überall, wo sie nur können.“

Mir ist die allgemeine Flaute sehr wohl bekannt. Schließlich mussten wir das soeben am eigenen Leib erfahren. Auch bei meinem Partner ist der Job weg. Wer kann sich heute ein Haus leisten? Selbst wenn die Interessenten ein gutes Einkommen nachweisen, erhalten sie längst kein Darlehen von der Bank, die Geldinstitute sind bei der Vergabe von Krediten vorsichtig geworden. Welcher Job ist eigentlich in der heutigen Zeit sicher?

Trotzdem erstaunt mich ihre Eröffnung, ich frage: „Aber der Marco hat doch die Versicherungsagentur seiner Eltern übernommen. Die existiert bereits seit Jahrzehnten im Ort?“

Sie zuckt mit den Achseln: „Kaum jemand hat noch die finanziellen Mittel, um eine Versicherung abzuschließen. Die Leute kommen, um sich zu informieren. Dann sitzen sie da, junge Leute, die soeben einen Ausbildungsplatz begonnen haben oder nach der Lehre ein festes Gehalt erhalten. Wenn man mit der Kalkulation beginnt, kommt heraus, dass am Schluss nicht mal das Geld für eine Riester-Rente übrig bleibt. *„Wovon soll ich das bezahlen? Ich habe nicht einmal fünf Euro übrig, für meine spätere Altersvorsorge“*, sagen die meisten.“

Sie stockt, ich verstehe ihren Frust, der sich in ihrem Gesicht

widerspiegelt, genauso ist es mir vor einiger Zeit auch ergangen.

„Und nun?“, frage ich.

„Marco schließt die Agentur, versucht etwas anderes. Er will als Arbeitnehmer beginnen!“

„Vielleicht hat er da Erfolg“, sage ich.

Seit jenem Tag im Mai, hörte ich nichts mehr von ihr. Immer wenn ich sie anrief, wimmelte sie mich, wie es schien, ab. Schließlich gab ich es auf.

Kürzlich erfuhr ich, dass die beiden in Trennung leben. In dem neuen Job bekam Marco einen Burnout, war deshalb längere Zeit in Behandlung. Sabine versuchte ohne Erfolg, ihn dazu zu überreden in seinem Job weiter zu machen, sie äußerte, sie wollte das Haus nicht verlieren.

Vor ein paar Jahren, anlässlich einer Feier, bemerkte Marco uns gegenüber, er träume von einem anderen Leben, irgendwo in einer Blockhütte im Wald. Da würde er Holz hacken, man könnte auch mit Wenigem zufrieden sein, meinte er.

Früher sagte man: Harte Zeiten schweißen zusammen.

Dieses Paar hat gemeinsam viel Positives erlebt, Kinder großgezogen, aber diese letzte Zeit miteinander nicht überstanden. Mittlerweile sind sie nach siebenundzwanzig Ehejahren geschieden, sie zogen aus dem Haus aus.

Schade, denke ich. Ich dachte, diese Ehe hält ewig.

Was bleibt?

Kapitel 3

Erster Eindruck

Nach dem heutzutage unsichtbaren Grenzübertritt vom Westen in den Osten Deutschlands fiel mir zunächst die Vegetation mit den unzähligen Nadelgehölzen auf, die wie lange Streichhölzer zu tausenden aneinandergereiht, im Sandboden wachsen. Im westlichen Teil der Republik existiert dagegen mehr Mischwald.

Nachdem ich ein Wildschwein am helllichten Tag auf einem Acker wühlend, nahe der Bundesstraße beobachtete, dachte ich, das sei hier Normalität und in Zukunft würden mir in jedem Ort, die Wildschweinrotten begegnen. Allerdings war dies bislang die einzige Wildsau, die mir hier je begegnet ist. Soweit zu den Vorurteilen.

Die meilenweiten Ackerflächen, die von riesigen Landmaschinen bearbeitet werden, sprangen mir sofort ins Auge. Überall weites Feld, wohin man blickt. Vor allem die riesigen, gelben Rapsfelder sind wunderschön anzusehen, wenn man einmal die Monokultur außer Acht lässt.

Teilweise erstaunte es mich, dass es in manchen älteren Siedlungen keine feste Fahrbahndecke gibt, das wirkte auf mich, wie irgendwo in Afrika.

Derart schmucke, schön gestaltete Parkanlagen sieht man in den meisten Kommunen in Westdeutschland nicht und die mittlerweile touristisch erschlossenen Orte sind fein herausgeputzt mit ihren bunten, traditionell erbauten Häusern. Leider sind viele, dieser kleinen Gemeinden, oftmals menschenleer, lediglich in der Touristensaison laufen viele Menschen auf Besichtigungstour herum.

Allerdings fällt einem sofort die Überalterung ins Auge, die Menschen ab siebzig bestimmen das Bild, dagegen hat sich die Zahl der jungen Eltern mit Kleinkindern in den Städten wie Rostock oder Schwerin vergrößert. Den Älteren fehlt oft das

familiäre Umfeld, denn die meisten ihrer Kinder und Enkelkinder leben verteilt im Westteil der Republik, das ist fast der Normalzustand. Aber mittlerweile macht sich auch ein gegenteiliger Trend bemerkbar: die Zahl der Rückkehrer.

Wie überall in Deutschland herrscht in den ländlichen Gebieten ein akuter Ärztemangel, wenig Nahverkehr und immer noch gibt es eine Menge unrenovierten Immobilien-Altbestand. Leider mangelt es in Mecklenburg-Vorpommern an Bauaktivität, nur in Rostock, Wismar und Schwerin sieht es anders aus, hier bewegen sich die Preise für Wohnungen und Häuser durchaus auf Westniveau. Dagegen werden niedrige Löhne gezahlt, selbst eine Fachkraft erhält oftmals lediglich den Ost-Mindestlohn.

Am meisten interessierte mich, wie unterschiedlich wir Deutschen ticken.

Die einen, die im kapitalistischen Westen groß geworden sind und in dem stets das Wort Eigenverantwortung großgeschrieben wurde und das Vermögen der Eltern ausschlaggebend für eine gute Bildung war. Auf der anderen Seite die Menschen, bei denen der Staat von der Wiege an für alles zuständig zeichnete. Größer kann die Diskrepanz wohl kaum sein. Ich stellte mir die Frage:

Wie wirkt sich das, auf das spätere Sozialverhalten aus? Ist es tatsächlich möglich, das Individuum durch kindliche Früherziehung zu einem sozialeren Wesen heranzuziehen?

Sind Westdeutsche, die diese Erfahrungen nicht machten, dadurch egoistischer?

Kapitel 4

Diskriminierung

Unseren Umzug von West- nach Ostdeutschland kann man als einen harten, steinigen und schmerzhaften Weg bezeichnen.

Viele fanden das Vorhaben ungewöhnlich, manche sogar verrückt. Warum eigentlich, fragten wir uns? Schließlich ziehen wir nicht in den afrikanischen Busch oder wandern an den Nordpol aus.

Seit einigen Jahren bemerkten wir, dass es im Westen zunehmend schwieriger für uns wurde, eine neue, existenzielle Grundlage zu finden.

Irgendwann macht man die Erfahrung, dass es nicht mehr genügt, sich in seinem Arbeitsleben auch mehrfach umzuorientieren. Wenn die Jobsuche zu keinem Ergebnis führt, spätestens dann sollte man überlegen, ob ein Ortswechsel nötig ist.

Man wird älter, die Zeit läuft, den Job bekommen in der Regel, die Jüngeren, die Unverbrauchten und vor allem, die Preiswertesten. Die meisten Jobangebote werden seit der Wende nur noch in Teilzeit angeboten, bei einer weiten Fahrtstrecke lohnt sich solch ein Job nicht.

Schließlich reift die Erkenntnis: Manchmal gleicht das Leben einem Irrgarten, wenn du dauernd über die altbekannten Wege in der Sackgasse landest, musst du dir andere erschließen.

Wir verkündeten unseren Entschluss, der die Familie zunächst für längere Zeit entzweite und die Familie meinte: „Ihr zieht in den Osten? Da geht kein normaler Mensch hin. Von da fliehen doch alle in den Westen! Das ist total verrückt!“

Viele reagierten mit Erstaunen, gepaart mit Unverständnis selbst bei denjenigen, die mit einer ähnlichen Situation konfrontiert wurden.

Heute, am 12. Dezember ist es kalt. Nun wohnen wir seit drei Monaten hier. Durch die weihnachtlich geschmückte Altstadt

fegt ungehindert der eisige Ostwind.

Fröstelnd ziehe ich mir den Wollschal über die Ohren, der Wind pfeift, eigentlich kein günstiges Wetter für mein Vorhaben, das fast beendet ist. Wie sich bald herausstellen wird, ist die Sache ohnehin erledigt. Aus den meist hellerleuchteten Geschäften, mit der bunten Weihnachtsreklame, kehre ich ohne weitere positive Ergebnisse zurück auf die Straße.

Mit Blick auf die gesammelten Visitenkarten zähle ich frierend, mit roter, mittlerweile triefender Nase zusammen: immerhin sechs erfolgversprechende Karten. Ich finde, das ist für diese relativ kleine Stadt an der Müritz doch ein passables Resultat.

Zwei Wochen später eile ich zum Postkasten, frustriert kehre ich zurück: noch immer keine Rückmeldungen.

Ich nehme mir die Adressen vor, um sie abzutelefonieren. Die ersten Anrufe sind ernüchternd und im Wortlaut fast identisch: Nein, derzeit suchen wir niemanden. Beim dritten Telefonat verweist man mich auf die Urlaubssaison, eventuell stelle man das Personal kurzfristig ein. Aber wenn, dann nur auf 450,00 €-Basis. Zuletzt wähle ich die Telefonnummer einer in Norddeutschland stammenden Schuhmarktkette: „Guten Tag. Annika Schröter, was kann ich für Sie tun?“, hallt es durch den Hörer.

Ich schildere ihr mein Anliegen, werde darauf getröstet, ich möchte es morgen doch erneut versuchen.

„Die suchen doch im Schaufenster nach einer Mitarbeiterin. Vielleicht hast du ja da Glück, ich denke, Schuhe verkaufen, das kannst du sicherlich auch! Es muss ja nicht unbedingt ein Bürojob sein“, meint der Mann an meiner Seite voller Zuversicht.

Ich nicke: „Ja, die Shop-Verkäuferin hat mir gesagt, dass die neuen Mitarbeiter angeleitet werden, es gäbe dort häufig Leute aus anderen Branchen.“

Am nächsten Tag, um die genannte Uhrzeit, probiere ich es bei der Schuhfirma erneut, jedoch ohne Ergebnis. Wieder getröstet man mich auf den übernächsten Tag, ich bitte um Rückruf mit Hinterlegung meiner Telefonnummer.

Ich warte. Nach einer Woche greife ich zum Hörer, auf die Frage nach dem Chef teilt mir die bekannte Stimme der

offenbar allzeit auf Absagen spezialisierten Chefsekretärin mit: „Der ist heute beschäftigt!“

Das kenne ich, schließlich war ich lange genug selbst einmal in dieser Branche tätig, gut lügen können, gehört hier zum Geschäft. Mit diesem Wissen lasse ich mich nicht mehr abwimmeln und hake nach. Nach einigem Hin und Her gibt sie auf, seufzt, bittet um einen Moment Geduld, es klickt in der Leitung, dann ist sie kurz weg.

Nach dem Klicken und einer geringen Wartezeit schaltet sie zurück, mit einem knappen: „Augenblick, ich verbinde Sie!“, verabschiedet sie sich.

Zwei Sekunden später dringt ein männliches barsches „Ja?“, durch den Hörer.

Während meines freundlich hervorgebrachten Anliegens wird mein Gesprächspartner merklich unruhig, räuspert sich, unterbricht mich schließlich in ungehaltenem Ton: „Ja, ja. Ihre Unterlagen haben wir erhalten. Aber ich habe wenig Lust und keine Zeit, mich mit Leuten wie Ihnen auseinanderzusetzen. Dazu ist mir meine wenige Zeit zu schade. Leute, in dem Alter stelle ich grundsätzlich nicht ein, Sie sind mir bereits zu alt, wir suchen jüngere Kräfte!“

Angesichts dieser Abfuhr packt mich das eiskalte Entsetzen: „Das ist eine Diskriminierung sondergleichen, so etwas Unverschämtes ist mir im Leben noch nicht passiert! Was bilden Sie sich eigentlich ein?“, sage ich zu dem, schätzungsweise über vierzigjährigen Manager einer norddeutschen Schuhhandelskette.

Nach einem kurzen, ziemlich bösen Wortgefecht legt die Gegenseite einfach auf.

Es dauert mindestens eine Nacht, in der ich mich, unausgeschlafen, morgens an den PC setze, um zumindest per E-Mail meinen Gedanken Ausdruck zu verleihen. Einigermaßen befriedigt drücke ich auf *Senden*.

Später kehrt mein Mann durch dick und dünn zurück, er lässt sich auf das Sofa fallen und ich erzähle ihm von der E-Mail: „Ich habe dem Typen geschrieben, dass ich mir wünsche, dass seine Kunden nur noch online einkaufen. Außerdem dürfte er nicht darauf hoffen, dass ich Menschen in meinem Umfeld zu einem Kauf in seinen Läden raten würde. Denn nichts ist bekanntermaßen schlechter für ein Geschäft, als eine negative

Mund-zu-Mund-Propaganda. Vor allem ältere Kunden sollten doch nach meinen Erfahrungen von einem Besuch in seinen Filialen Abstand nehmen.“

Er schüttelt den Kopf: „So viel an Unverschämtheit und Dummheit auf einen Haufen. Vor allem Senioren vertrauen eher auf eine Beratung von älteren Mitarbeitern. Die Jüngeren kaufen heute nur noch online.“

Ihm kommt ein Gedanke: „Du, sag` mal, willst du nicht diese Antidiskriminierungsstelle des Bundes anrufen? Die sind für solche Fälle zuständig, oder? Eigentlich könntest du ja Anzeige wegen Diskriminierung erstatten. Schließlich suchte der doch mit einem Aushang im Schaufenster nach neuen Mitarbeitern?“

Kopfschüttelnd sage ich: „Das wird nichts bringen, in meinem Fall steht Aussage gegen Aussage. Es gibt keinen Zeugen bei diesem Telefonat. Außerdem könnte er behaupten, er hätte mich aufgrund mangelnder beruflicher Qualifikation mit meiner Bewerbung nicht genommen.“

Kapitel 5

Jobfreuden

Endlich Erfolg. Es hat lang genug gedauert. Dank meiner Initiativbewerbung fange ich gleich an, das Arbeiten macht Spaß, der Verdienst ist leider gering. Für den Stundenlohn würde vermutlich keiner der Touristen aus dem Westen hier tätig sein.

Nach einer Woche kommt die westdeutsche Chefin auf mich zu: „Hör` mal, kannst du demnächst immer eher kommen? Morgens müsst ihr in der Schicht eher anfangen genauso wie mittags.“

Erstaunt frage ich: „Gut, wie früh?“

Ein wenig verlegen druckst sie herum: „Tja, es ist so, die Unkosten steigen, ich musste einiges hier reparieren lassen, die Kosten für die Instandhaltung laufen einem davon. Äh ... also ... ich meine, ungefähr je eine halbe Stunde eher je Schicht.“

„Ich soll also pro Tag eine Stunde mehr arbeiten aber dann mit Bezahlung“, sage ich.

Sie schüttelt den Kopf: „Nein, ich wollte sagen, dass ich das nicht bezahlen kann. Aber die Anderen machen es doch auch!“, an diesem Punkt beginnen die Rechtfertigungen.

Auf den Druck, mit der Aussage „*Die anderen machen es doch auch!*“, willige ich schließlich gegen meine Überzeugung ein, beginne noch eher als bisher, unentgeltlich, versteht sich. Gleichzeitig baut sich in mir eine innere Wut auf, die von Tag zu Tag ansteigt. Pro Tag eine Stunde umsonst arbeiten, das bedeutet, dass ich in fünf Tagen satte fünf Stunden kostenlos tätig bin. Nicht freiwillig zum Allgemeinwohl, nein, für die Geldbörse einer Einzelnen.

Sobald ein Mensch eine unterdrückte, starke Wut verspürt, lassen gesundheitliche Probleme in der Regel nicht lange auf sich warten, wer geht schon aus reinem Zeitvertreib arbeiten?

Fast zwei Wochen vergehen, in den frühen Morgenstunden baut sich über dem See eine beträchtliche Gewitterfront auf. Plötzlich ergießen sich sintflutartige Regenfälle und mein Mann und ich müssen beide zur Arbeit.

„Bist du dir sicher, dass du jetzt mit mir fahren willst?“, fragt er mich.

„Nicht, dass du da vor der verschlossenen Tür stehst. Die haben dir noch nicht einmal einen Büroschlüssel gegeben, bei diesem Mistwetter wirst du in kürzester Zeit tiefendnass.“

Ich winke ab: „Nein, ich komme mit, vermutlich wird das ein längerer Regen, dann muss ich zu Fuß gehen, da werde ich erst recht klitschnass. Außerdem sind die Kollegen meistens früher da.“

„Die arbeiten wohl alle umsonst. In was für Zeiten sind wir eigentlich gelandet?“, fragt er kopfschüttelnd: „Arbeiten zum Niedriglohn und noch nicht einmal die Mehrstunden bezahlen, das ist gar nicht zulässig und die reinste Sklavenarbeit, wenn du mich fragst.“

„Hör` auf, dann rege ich mich wieder auf. Komm, wir fahren.“

Wenig später stehe ich vor der verschlossenen Tür des Bürogebäudes. Niemand zu sehen, mein Partner ist weg, er musste selbst pünktlich seinen Arbeitsplatz erreichen.

Auf ein Nachlassen der Regengüsse brauche ich nicht zu hoffen, im Gegenteil, es schüttet wie aus Kübeln, ich werde auch unter dem geringen Dachüberstand klitschnass. Nun beginnt ein Gewitter, wie ich es zuvor noch nie erlebt habe: Wie Granaten schlagen die Blitze rings um mich ein. Zwei, dreimal höre ich, dass die Gewitterblitze in unmittelbarer Nähe eingeschlagen sind. Ziemlich unangenehm, wenn man von einer Vielzahl riesiger und Jahrhunderte alter Bäume umgeben ist.

Für mich wird die Situation immer bedrohlicher, auf meinem Handy erreiche ich weder einen der Kollegen noch den Chef.

Schließlich gehe ich zu der Ferienwohnung in der Nähe, ich klingele. Dort wohnt vorübergehend der achtzehnjährige Sohn der Campingplatzbetreiber.

Nach längerer Wartezeit und mehrmaligem, drängendem Klopfen meinerseits öffnet sich endlich die Tür.

Klitschnass frage ich nach dem Büroschlüssel. Dem Sohn bin ich aus dem Büro sehr wohl bekannt, trotzdem lässt er mich

draußen stehen, auf meine Frage nach dem Büroschlüssel sagt er: „Nö, den habe ich nicht. Meine Eltern sind irgendwo hinten auf dem Platz unterwegs. Dort steht alles unter Wasser, da sind wohl einige hohe Bäume umgekippt. Ich versuche mal, ob ich die erreiche“, damit schließt er mir die Tür vor der Nase zu.

Nach einer Weile kehrt er zurück: „Die melden sich nicht, tut mir leid.“

„Ich bin klitschnass, könnte ich irgendwo drinnen warten?“, frage ich.

Er zuckt mit den Schultern: „Nein, das ist schlecht, der Flur hier ist sehr klein. Vielleicht kannst du dich hinter dem Haus besser unterstellen, da ist der Dachüberstand größer?“

Bevor ich erwidern kann, dass diese Stelle durch den Steigungsregen keine gute Idee ist, ich mir zudem Gedanken um meine Sicherheit mache, schließt er mir die Tür vor der Nase zu.

Es dauert noch einmal endlose fünfzehn Minuten, die ich draußen im schwersten Gewittersturm verbringe.

Als die beiden Geschäftsinhaber endlich kommen, um ein Haar wären zwei Touristen tatsächlich von einem schweren Baum auf dem Gelände erschlagen worden, und die Büroräume aufschließen, trage ich die innere Kündigung hinein.

Nachdem ich mir Luft geschaffen und ihnen meine Meinung gesagt habe, geht es mir besser. Anschließend bin ich erkrankt. Vielleicht brauchte es erst ein Jahrhundertgewitter, damit ich zu dem längst fälligen Entschluss kam.

Ende des Jahres 2018 meldete man in den Nachrichten, dass die Deutschen im Jahr 2018 zwei Milliarden Überstunden erarbeiteten, davon wurde lediglich eine Milliarde vergütet und das sind lediglich geschätzte Zahlen. Ist das eine dieser Erfolgsgeschichten, auf die man in Deutschland stolz sein kann?

...Ende der Vorschau